

Inhaltsverzeichnis

Wöchentliche Beilage zur
Leipziger **Chorner Ostdeutschen Zeitung.**

№ 25. 1896.

Der Enterbte.

Roman von **Paul Blumenreich.**

(Fortsetzung.) (Nachdr. verboten.)

Noch war Frau v. Marlow in den Händen ihres Gatten, dieses Schurken. Sie war sein Weib, sie war in jeder Beziehung von ihm abhängig. War er es doch selbst, der ihr von Zeit zu Zeit — zumeist ganz unverhofft — neue Pferde brachte und den inzwischen eingheimsten goldenen Segen von ihr abholte. Und sie war wehrlos gegen ihn, wenigstens so lange, als sie nicht darauf verzichten wollte, wie eine große Dame zu leben. Jetzt freilich, wo sie sich gesellschaftlich eine fast gesicherte Position geschaffen, wo sie Kredit und Anhang hatte — wenn jetzt nur Einer aus den Kreisen, in denen allein sie leben mochte, sich ernstlich bereit finden ließe, sie zu heirathen, dann würde sie schon wissen, sich des Herrn v. Marlow zu entledigen! Und — Gräfin Behrenberg, das hätte gelohnt! Aber diesen Jungen konnte man nicht heirathen. Es war lächerlich, auch nur daran zu denken. Auch hätte es keine Familie niemals zu gegeben.

Aber die Idee einer zweiten Heirath war in ihr erwacht, sie war es müde, die Ernährerin eines Mannes zu sein, der elend an ihr handelte. Vielleicht doch, daß man einen dieser jungen Kavaliere fangen könnte. Das war ja schwer, aber sie hatte Schwereres vollbracht... Schade auch, daß Harry solch' ein armer Teufel war! Sie war ihrer Sache sicher: der würde nicht schwer zu haben sein, wenn sie wollte. Aber sie wäre schließlich vom Regen in die Traufe gekommen. Wie Herrn v. Marlow, diesen herabgekommenen, von seiner eigenen Gesellschaft ausgestoßenen Kavaliere — in seinem Heimathlande war ihm sogar der Adel aberkannt worden —, so würde sie auch Harry v. Rothhausen erhalten müssen, und wie Jener, war Harry ein leidenschaftlicher Spieler. Ob nicht auch dieselben rohen Instinkte in diesem schlummerten, wie sie nicht selten bei Jemem jäh hervorbrachen, dessen war sie noch nicht sicher. Immerhin, noch war Herr v. Rothhausen weder ausgestoßen noch anrühlig, noch war er vielleicht gerade der Mann, den sie brauchte. Nur mußte er etwas haben, nicht gar so bettelarm sein. Ihn mit allen seinen Schulden und mit seinen übrigen zweifel-

haften Eigenschaften zu nehmen, schien ihr denn doch bedenklich.

Gelegentlich ließ sie ihren Aerger über das negative Ergebnis ihrer Betrachtungen an ihm aus. Heute war er gekommen, so recht eigentlich mit der Absicht, sie anzupumpen.

Er hatte in der letzten Zeit nicht eben glücklich operirt. Was er auf der einen Seite ge-

Bergmann, hatte er ja doch immer wieder einmal kommen dürfen, und dann ging es schon in Einem hin, ob er die Vorhaltungen des Kommerzienraths nun für ein paar hundert Mark mehr oder weniger über sich ergehen ließ. Nun aber saß er fest, er mußte sich wieder einmal Luft schaffen. Harry hatte sich nur schwer entschlossen, an Frau v. Marlow heranzutreten.

Aber es mußte sein. Nun saß er vor ihr und gelangte auf einem Umwege zu der Erklärung, daß er ihr mehr zu nützen im Stande sein würde, wenn es ihm nicht versagt wäre, selbst Pferde zu halten.

„Aber mein Stall ist doch ganz zu Ihrer Verfügung,“ versetzte sie aufhorchend.

„Das ist es eben! Ich hätte mehr Einfluß, mehr Gewicht, wenn ich mich nicht gar so sehr einschränken müßte.“

„Ach so,“ machte sie und warf den Kopf zurück, „Sie brauchen Geld? Weshalb sagen Sie denn das nicht gerade heraus?“

Einen Augenblick stieg ihm das Blut zu Kopf — die Lage war ihm denn doch ungewohnt. Andererseits aber hatte er sich ja nicht zu geniren: er wußte genau, was er ihr werth war.

„Also — wie viel, mein Lieber? Machen Sie's billig!“

Sie ließ sich ihm gegenüber schon bedenklich gehen. Harry biß sich auf die Lippe und nannte eine Summe.

„Hm, das ist gerade Geld genug,“ meinte sie, an ihre Kassette gehend, „hoffentlich halten Sie Haus damit, Baron.“ Und ihm das Geld zuzählend, schalt sie: „Es ist eigentlich ein Skandal, daß Sie sich in solcher Klemme befinden. Sind Sie denn ein Mann oder nicht? Bei Ihrem Namen, Ihren Verbindungen müßten Sie doch Mittel und Wege finden, wieder in Besitz Ihres Stammgutes zu kommen! Lassen Sie doch in den Archiven suchen! Vielleicht graben Sie ein altes, verschimmeltes Hausgesetz aus, das sich zu Ihren Gunsten deuten läßt. Vielleicht hat der gute Kommerzienrath Ihren armen Vater bewuchert! Sehen Sie, das wäre gleich so ein Hafen, den man einsetzen könnte. Wie kann man sein Schicksal nur so thatenlos ertragen?“

„Wer sagt Ihnen denn, daß ich thatenlos bin?“ murmelte er.

„Ich höre aus sicherer Quelle,“ sagte sie,



Professor Dr. Hugo v. Tschudi,
 Direktor der Nationalgalerie in Berlin. (S. 195)

wann, verlor er sehr schnell wieder am Spielische; die Zuschüsse von Seiten der Mutter kamen für ein Leben, wie er es jetzt führte, überhaupt nicht in Betracht. Dazu kam der plötzliche Tod des Onkels. Zu ihm, zu Heinrich

um ihn weiter anzuschlachten, „daß man dem eben Verstorbenen den Abel angeboten hatte, und daß der Kommerzienrath gebeten habe, diese Vergünstigung seinem einzigen Sohne zuwenden zu wollen. Die Behrenbergs sind natürlich scharf dahinter — Ottbert hat mir's erzählt — und wenn sich der Herr Doktor Bergmann erst Freiherr v. Rothhausen nennen darf, dann sind Sie vollends ohne Aussichten!“

„Das werde ich nie zugeben,“ fuhr Harry zornsprühend auf.

„Nur ruhig, ruhig, mein Bester,“ höhnte Frau v. Marlow. „Sie haben ja bisher so Manches zugegeben!“

Sie war ihm jetzt näher gerückt; diese Stimmung mußte für ihre Zwecke ausgenützt werden.

„Sehen Sie, lieber Harry, Sie sind nun von Haus und Hof vertrieben, sagen wir rund heraus: auf die Straße gesetzt! Man hat Ihnen die Braut genommen — o, ich weiß Alles — und auch mit den Zuschüssen wird's bald gar knapp werden. Wie lange will denn ein Mann von Ihrer Art das ertragen? Was soll dann werden? Weshalb sinnen Sie denn nicht auf Mittel, Ihren Better auf gute Art aus dem Wege zu räumen? Verwickeln Sie ihn doch in einen Skandal, machen Sie ihn auf irgend eine Weise unmöglich! Dann wird er Ihnen wenigstens nicht auf Schritt und Tritt hinderlich sein!“

„Das ist Alles leichter gesagt, als gethan, Gnädigste,“ antwortete er, nachdenklich an dem Schnurrbart drehend.

„Zum Henker,“ fuhr es ihr ganz salonwidrig heraus, „wenn ich ein Mann wäre, ich würde ihn provozieren, fordern und über den Haufen schießen!“

„Sie hat Recht,“ knirschte er, als er sie verließ.

12.

Heinz verlebte die Wintermonate nach dem Todesfalle größtentheils auf Schloß Rothhausen. Die Ueberrahme des großen Erbes, das ja zum Theil aus ausgedehnten Liegenschaften bestand, forderte schließlich doch seine persönliche Anwesenheit. Dazu bot ihm auch der stille Aufenthalt auf dem Lande die erwünschte Gelegenheit, seine Arbeit fortzusetzen. Er arbeitete gerade am letzten Akte seines Schauspiels „Die Armuth“. Nur von Zeit zu Zeit machte er Besuche in der Stadt, wo er zumeist bei Behrenbergs verkehrte. Da saß er denn mit Hilda, anfangs gesellte sich auch Ottbert hinzu, und las vor.

Jetzt war Weihnachten in's Land gekommen und die Familie v. Behrenberg nach Rothhausen geladen worden, wo Tante Charlotte die Hausfrau vertrat. Harry hatte es abgelehnt, das Fest hier zu verleben. Er habe gerade jetzt in der Hauptstadt zu thun. Natürlich war er nur der Form wegen geladen gewesen, und Heinz froh, ihm nicht begegnen zu müssen.

In dem großen Saale des Schlosses Rothhausen fand heute die feierliche Bescheerung statt. Zum ersten Male konnte der junge Erbe in vollem Umfange zeigen, daß er die Gepflogenheiten seines Vaters treu aufrecht erhalten wolle. Das gesammte Personal der Fabrik wurde reich beschenkt, obwohl es ja eigentlich gar keinen unmittelbaren Anspruch mehr auf seine Antheilnahme hatte, da das Unternehmen schon seit Jahr und Tag in eine Aktiengesellschaft umgewandelt worden war. Für alle Frauen und Kinder der Arbeiter hatte Heinz in der Hauptstadt persönlich alles Mögliche zusammengekauft. Wochen lang vorher war es des Inspektors Peter einzige Aufgabe gewesen, weit in der Runde herum zu erforschen, was der und jener Familie wohl fehle, was diesem oder jenem Kinde nothwendig sei, und womit dem Einen oder dem Anderen die größte Freude zu bereiten wäre.

Hilda fand auf ihrem Plaze einen prächtigen Schmuck. Zum ersten Male hatte sie heute Abend die Empfindung, daß sie die Braut eines sehr reichen, großherzigen Mannes sei.

Der erste Weihnachtstag brachte einen herrlichen Winternachmittag. Heinz und Hilda hatten Schlittschuhe genommen und waren über den Schloßteich hinaus in jenen gleichfalls zugefrorenen Bach geglitten, der sich tief im Walde verlor.

Ein heiliges Schweigen lag auf der winterlichen Landschaft. Weit und breit kein Mensch zu hören, nur jenes leise Knistern in den starr gefrorenen, weiß glitzernden Fichtenzweigen, nur bisweilen die Stimme eines Wintervogels. Und diese herrliche Landschaft versetzte Heinz in begeisterte Stimmung. Er sprach von seiner Liebe: seit seiner Kindheit sei Hilda sein Ideal gewesen, das Schönste, Liebste, Höchste, was er kannte.

„Es ist vielleicht ein Frevel,“ sagte er, „aber Du mußt mir's glauben, Hilda, sogar das Bild meiner Mutter erlebte, wenn ich Dich sehe. Aber denke Du nur nicht, daß ich mich Deiner werth fühle, weil ich zufällig reich bin. Nein, wenn ich hier und da die Empfindung habe, als könnte ich das Glück verdienen, so erwächst sie aus dem Bewußtsein, daß ich etwas erstrebt habe, daß ich Kraft in mir fühle, noch Höheres zu erstreben. Du sollst mir viel mehr sein, als andere Frauen ihren Gatten; Du sollst mein Genius sein, Hilda, denn Du bist nicht nur schön, nein, auch gut, rein, und was das Größte ist, Du bist begeisterungsfähig. In Dir lebt jenes wunderbare Talent, auf die Gedanken eines Anderen so einzuwirken, wie das Sonnenlicht auf die geschlossene Knospe. Erst wenn ich mit Dir spreche, blühen all' die Bilder auf, die ich vergeschlossen in meiner Seele trage, und wenn ich ahnungslos zu Dir gekommen bin, so gehe ich reich beschenkt von dannen. Ich fühle mich erst als Dichter, seit ich Dich kenne.“

Sie glitten auf der spiegelnden Fläche dahin. Sie fest an seinen Arm geschmiegt, seinen glühenden Liebesworten laufend, ganz hingeeben. Und sie erstaunte nicht einen Augenblick, als er mit einer plötzlichen Wendung bat: „Möchtest Du mir wohl aufrichtig sagen, Hilda, wie es in Deinem Innern um den Gedanken an Harry bestellt ist?“

Ein Mädchen wie Hilda ist keiner Lüge fähig. Sie erzählte dem Verlobten, wie Harry von Klein auf einen eigenthümlichen Zauber auf sie ausgeübt, wie er sie mit zarten Aufmerksamkeit überhäuft hatte, wie er schon als Knabe ihr Ritter gewesen war. Mit kühnem Muth machte er kindische Wünsche, die sie etwa geäußert, zur That. Aber dafür mußte sie ihm gehorchen. „Du wirst einmal meine Braut, Du gehörst mir!“ sagte er zu dem kleinen Mädchen. Er sagte es zwar leise und verstoßen, wenn die Beiden allein waren, aber es klang wie ein unbedingte Folge heischender Befehl, und sie, sie glaubte ihm, sie wurde groß in dem Gedanken. Unzählige Male hatte er ihr gedroht, daß er sie tödten würde, wenn sie ihm nicht treu bliebe, er, der dreizehnjährige Knabe dem sechsjährigen Mädchen, und sie fürchtete sich dann vor seinen funkelnden Augen. Aber er gefiel ihr doch. Dann, als sie erwachsen war, und er durch seine Verbannung von Rothhausen ihr weniger häufig begegnete, trat eine leise Entfremdung ein. Sie mochte in ihrer jungfräulichen Seele immer nur an jene Momente zurückdenken, wo seine funkelnden Blicke ihr etwas wie leisen Schreden eingefloßt hatten. Und dann hatten sie sich Jahre hindurch nicht gesehen. An jenem Theaterabend war die erste erwünschte Annäherung wieder geschehen. Der Erfolg seines Betters hatte ihn eifersüchtig gemacht, und noch einmal erlag sie für einen kurzen Augenblick dem alten Zauber.

Aber die bessere Einsicht siegte; Hilda glaubte, ja sie war überzeugt, daß Heinz der Edlere von den Beiden war. Harry hatte ja ihres Wissens nicht einmal den Versuch gemacht, sich wie ein Mann mit ernstern Absichten eine Zukunft zu begründen. So hatte sie sich denn ehrlich gesagt: „Ich will versuchen, Heinsens große Liebe zu verdienen.“ Bald war denn auch das Bild jenes anderen Mannes in ihrer Brust erblaßt. „Aber,“ schloß sie und schmiegte sich dabei eng an den Verlobten, „ich fürchte seine Rache, Heinz; ich bitte Dich, hüte Dich vor ihm.“

Heinz lächelte. Zwar er entsann sich jenes Zusammenstoßes mit seinem Better; die ganze widerwärtige Scene stand in diesem Augenblick vor seinem Geiste, aber den Begriff der Furcht konnte sie nicht in ihm wecken.

„Wir haben ihn nicht zu fürchten,“ versicherte er seiner Braut, „wenn wir nur Eins miteinander sind.“ Und sie tauschten einen innigen Händedruck.

Während sie so vertraulich flüsternd zwischen den weißglitzernden Erlenbüschen am Bachesrande über die glatte Fläche dahinglitten, war es ihnen entgangen, wie nach und nach ein dichter Frostnebel die Luft erfüllte. Erst Hilda's Husten machte Heinz darauf aufmerksam.

Sehr besorgt führte er seine Braut an's Ufer, sie schnallten die Schlittschuhe ab und gingen nun Arm in Arm durch den Wald nach Hause.

Dieser winterliche Wald in seiner Abendbeleuchtung, dies Funkeln der Schneesterne auf den Fichten, der bleich verhangene Mond, und zwischen dem Himmelslicht und ihnen jene graublau Dunstschicht, welche sich so schwer auf Hilda's Brust legte — das Alles war ein Bild von Heinz' augenblicklicher Lage. Zwar, ihm lachte die wonnigste Glücksaussicht, er hoffte Alles zu erreichen, was ihm als Ziel vor-schwebte, aber zwischen ihm und diesem Ziele lag eine graue, dunkle Schicht, ein unheimliches, ängstliches Gewölk, das er noch nicht zu durchdringen vermochte.

Jung und hoffnungsfroh, wie er war, ließ er sich's nicht anfechten. Führte er doch sein Glück am Arme. Er wollte mit voller Kraft dafür eintreten, wollte es gegen alle Welt vertheidigen.

Aber diese siegesgewisse Stimmung währte nicht lange. Hilda durfte am nächsten Morgen das Zimmer nicht verlassen; sie hatte sich eine schwere Erkältung zugezogen. Da sie mit ihren Eltern Gast auf Rothhausen war — den alten Behrenbergs kam solch' eine längere „Gastrolle“ immer sehr zu statten — wurde der Bergmann'sche Hausarzt, Doktor Gundermann, telegraphisch aus der Hauptstadt nach Rothhausen berufen. Er empfahl große Schonung, erklärte den Zustand aber für unbedenklich. Dennoch war Heinz ganz verzweifelt über seine Unvorsichtigkeit. Erst als Hilda das Bett verließ, und er sie behaglich in dem durchwärmten Salon sitzen fand, entschloß er sich, einen längst nothwendigen Gang nach der Fabrik zu machen.

Mit dem Fünf-Uhr-Zuge, der soeben eingetroffen sein mußte, war auch ein Ingenieur gekommen, den er dringend zu sprechen wünschte.

Zu seinem grenzenlosen Erstaunen begegnete er Harry auf dem Schloßhofe; er mußte ebenfalls jenen Zug benutzt haben.

Heinz grüßte ihn mit kalter Höflichkeit. Auch Harry that sehr fremd und förmlich; er küßte leicht den Hut — er war im Civilanzuge — und sagte: „Ich gedachte Dein Haus nicht mehr zu betreten . . .“

„Offen gestanden, hatte ich das auch nicht erwartet,“ versetzte Heinz. Der Better schien auf solchen Empfang vorbereitet; er hatte sich eine Motivierung seines Besuches sorgsam zu-rechtgelegt.

„Ich bin zufällig dem Doktor Sundermann begegnet,“ erklärte er, „und hörte von ihm, daß Hilda erkrankt sei.“

Das war eine Rechtfertigung, die Heinz selbst wider seinen Willen gelten lassen mußte. Schon ein wenig einlenkend versicherte er, für die Theilnahme dankend, daß seine Braut glücklicherweise bereits wiederhergestellt sei. Aber Harry schien nicht geneigt, auf den versöhnlicheren Ton einzugehen. Die Zornader auf seiner Stirn schwellte auf, als Jener von Hilda als von seiner Braut sprach. Und mit rücksichtsloser Bitterkeit erwiderte er: „Ein Wunder wäre es nicht, wenn sie an der ihr aufgezwungenen Situation schwer litte.“

Nun stieg auch in Heinz ehrlicher Unmuth auf.

„Es ist sonderbar, daß Du in mein Haus kommst, um mich zu beleidigen,“ sagte er, „Du rechnest eben stark auf meine Selbstbeherrschung! Uebrigens ist Hilda nicht gezwungen worden. Wenn Du willst, so frage sie selbst.“

In Harry's Gesicht leuchtete es befriedigt auf; er kannte diesen tugendboldigen Vetter, er verstand es, ihn dahin zu bringen, wo er ihn haben wollte.

„Du kommst meinen Wünschen zuvor. Ich wollte Dich um eine Unterredung mit Hilda bitten. . . Ich mußte mich natürlich zunächst an Dich wenden,“ fügte er mit leiser Ironie hinzu.

„Ich habe nichts dagegen,“ antwortete Heinz stolz; „sie wird Dir antworten! Nur wünschte ich, daß aus Gründen der Schicklichkeit Deine Mutter dabei anwesend wäre.“

„Meine Mutter?“ meinte Harry lächelnd. „Einverstanden!“

Sie hatten einander nichts weiter zu sagen; Heinz schritt mit kühlem Gruß an Harry v. Rothhausen vorüber. Er konnte ruhig sein, es gab kein Geheimniß zwischen Hilda und seinem Vetter — auch keine Gefahr: Hilda war eine ehrliche Natur!

Charlotte hatte erst abgerathen, als Harry ihr die „Erlaubniß des Schlossherrn“ überbrachte, wie er mit höhnischer Grimasse bemerkte. Das konnte ja nur unnütze Zwistigkeiten hervorbringen. Aber schon gegen den Siebenjährigen war sie nicht aufgekomen, geschweige denn gegen den Mann von dreißig Jahren. Sie konnte nicht verhindern, daß Harry fast unangemeldet bei Hilda eintrat.

Das noch in der Rekonvalescenz befindliche junge Mädchen erschrak heftig, und in ihrem ganzen Wesen zeigte sich nichts von Freude. Sie erhob wie beschwörend die Hände.

„Ich bitte Sie um Gottes willen, Harry — was haben Sie vor! Es ist Alles unabänderlich und es ist auch gut so für uns Alle — Sie sollten unseren Frieden nicht stören!“

Charlotte war ihrem Sohne gefolgt; auch sie versuchte es nochmals, Harry zurückzuhalten, er aber gebot ihr herrisch Schweigen.

Hilda hatte inzwischen ihre Fassung wiedergewonnen; sie sah ein wenig blaß aus, aber sie ging der Unterredung ruhig entgegen. Er dagegen — man sah es an seiner ganzen Haltung, an der Art, wie er Hut und Handschuh zur Seite warf — er war maßlos erregt, zitternd vor Leidenschaft. Dennoch war er anfangs bemüht, seinen Ton abzuküpfeln.

„Seien Sie ruhig, Komtesse,“ sagte er mit verhaltenem Ingrimm, „ich bin mit der Zustimmung des Herrn vom Hause hier. Und was ich Ihnen zu sagen habe, muß gesagt sein.“

„Was denn? Ich bitte — rasch!“

Sein Groll wuchs infolge ihrer kühlen Haltung. Und noch einmal bezwang er sich zu einem bittenden Tone.

„Ich muß Sie ansehen,“ rief er, „diese unglückselige Verlobung aufzuheben! Es ist nicht Alles gut so — Sie sind gezwungen worden. . .“

Er hatte die letzten Worte mit erhobener Stimme gesprochen und auf ihre ablehnende Bewegung fuhr er gesteigert fort: „Sagen Sie immerhin: Nein! — ich weiß, es ist doch so! Ihr Herz hat mir gehört, nur unter dem Zwange der Umstände konnten Sie sich bereit finden lassen, meinem Herrn Vetter eine Zusage zu geben, diesem milchbärtigen Knaben, der Ihrer Seele fremd war und fremd bleiben wird!“

Hilda hatte sich hoch aufgerichtet; sie sah ihm jetzt gerade in das von Leidenschaft verzerrte Gesicht.

„Was ich gethan, that ich aus besserer Einsicht,“ sagte sie fest und mit dem Ausdruck innerer Ueberzeugung. „Ich habe Ihren Charakter zu genau erlirnt. Sie verzehren sich in Haß und Neid gegen Heinz — das hatte mir schon mißfallen. Dann aber sah ich, daß Sie, trotz Ihrer angeblichen Liebe zu mir, sehr freundschaftliche Beziehungen zu einer Dame zweifelhaften Rufes unterhielten — daß nichts in Ihrer ganzen Lebensführung auf eine Umkehr, auf ein Emporstreben zu der Stellung schließen ließ, die Sie Ihrer künftigen Gattin bieten wollten. Ja, noch schlimmer, Sie haben in Ihren — ich muß es sagen — mir durchaus unsympathischen Lebenswandel Jemand mit hineingerissen, den ich um Alles in der Welt davor bewahrt haben würde, hätte ich früher davon gewußt: Sie haben meinen Bruder eben derselben Dame zugeführt, und wenn ich Alles verzeihen könnte — das nicht!“

Nur mit unsagbarer Mühe vermochte er sich zu beherrschen. Aber noch gelang es ihm; nur das Beben in seiner Stimme verrieth ihn.

„Gestatten Sie meine Vertheidigung,“ hob er schwer athmend an. „Meine Beziehungen zu Frau v. Marlow waren und sind wirklich nur rein freundschaftlicher Natur. An meinem Ehrenwort zu zweifeln, habe ich Ihnen nie ein Recht gegeben. . . Mein Wort darauf, daß mich nichts zu dieser Dame zog, dessen ich mich vor Ihnen schämen müßte. Vielleicht ist eher das Gegentheil der Fall — vielleicht hat mich in erster Reihe der Gedanke an Sie zu Jener geführt. . . Doch das kann ich jetzt nicht erklären, noch weniger beweisen. Was aber Ihren Herrn Bruder betrifft, so ist er Mann und Offizier und für sich selbst verantwortlich. Er wie ich haben übrigens nichts gethan, was sich mit der Kavalierehre nicht vertrüge. Und was schließlich den ‚Neid‘ betrifft, Komtesse, so ist der wohl allzusehr berechtigt, denn —“

Hier fuhr Charlotte mit einer ängstlichen Bewegung dazwischen: „Harry — Du wirst doch nicht. . .?“

Ihr Sohn verschluckte ein Wort und schöpfte tief Athem, mit einer Verbeugung gegen Hilda andeutend, daß er mit seiner Vertheidigung zu Ende sei.

Hilda hatte nicht Notiz genommen von dem Zwischenruf der Baronin; sie knüpfte vielmehr an Harry's Worte an: „Was nicht gegen die Kavalierehre verstößt,“ sagte sie, „kann noch immer gegen Pflichtgefühl und höhere Sittlichkeit verstößen.“

„Ich sehe,“ versetzte er ironisch, „Sie sind schon von der sehr bürgerlichen Moral meines Veters angekränkt.“

„Es ist die Moral, die mir mein Herz ein gibt und damit glaube ich, das letzte Wort zwischen uns zu sprechen.“

Harry nahm seinen Hut und ging zur Thür; hier aber brach er noch einmal los: „Nein — ich kann nicht so gehen — ich kann nicht! Es ist meine Pflicht, zu sprechen. Sie stürzen auch Ihre Familie in's Unglück, Hilda, denn Heinz, auf dessen Vermögen die Ihrigen ihre Rechnung gestellt haben, Heinz wird eines Tages ein Bettler sein — verloren, ruiniert, ich gebe Ihnen mein Wort!“

Hilda lächelte ungläubig. „Ihr Haß täuscht Sie,“ sagte sie ruhig, „Heinz Bergmann's Verhältnisse sind wohl geordnet.“

„Wie aber,“ fuhr jetzt Harry los, „wie aber, wenn er gar nicht Heinrich Bergmann's Sohn wäre?“

„Ich vermute, daß Sie mir ein Märchen erzählen! Aber auch, wenn das wahr wäre, so dürfte ich noch weniger auf Sie hören. Die Treue, die ich dem Reichen gelobt, müßte ich dem Armen in erhöhtem Maße bewahren. Oder — steht das nicht im Rodey Ihrer Kavalierehre?“

Er verzog den Mund zu einem überlegenen Lächeln.

„Sie werden anders sprechen, wenn die Katastrophe eintritt. Sie haben Pflichten gegen Ihren Namen, und deshalb werde ich sorgen, daß diese Katastrophe hereinbricht, bevor Sie auf immer gebunden sind. Damit werde ich Ihnen meine Liebe beweisen!“

Und er stürzte davon. Charlotte suchte seine Drohung abzuschwächen, seine Worte als einen Ausfluß machtloser Erregung hinzustellen. Es schien aber, als bemühe sie sich ganz unnöthigerweise, denn Hilda sagte mit ruhigem Gleichmuth: „Ich glaube ihm ja nicht! Er ist wirklich gar zu aufgeregt — es würde ihm wohl schwer fallen, seine Hirngespinnste zu verwirklichen.“

(Fortsetzung folgt.)

Professor Dr. Hugo v. Tschudi, Direktor der Nationalgalerie in Berlin.

(Mit Porträt auf Seite 193.)

An Stelle Max Jordan's ist unlängst Professor Dr. Hugo v. Tschudi (siehe das Porträt auf S. 193) zum Direktor der Berliner Nationalgalerie berufen worden. Er entstammt der bekannten Schweizer Gelehrtenfamilie dieses Namens und ist 1851 geboren. Nachdem er zuerst die Rechte studirt hatte, widmete er sich unter Eitelberger in Wien dem Studium der Kunstgeschichte und suchte sich durch wiederholte, ausgedehnte Reisen eine umfassende Anschauung der Meisterwerke aller Zeiten zu erwerben. 1884 wurde Dr. v. Tschudi auf Bode's Veranlassung als Direktorialassistent an die Berliner Gemäldegalerie berufen und hat sich dort als eine ausgezeichnete Kraft bewährt, was durch seine vor zwei Jahren erfolgte Ernennung zum Professor ehrend anerkannt wurde. Die Ergebnisse seiner Studien hat Tschudi in verschiedenen Kunstzeitschriften und im „Jahrbuch der preussischen Kunstsammlungen“ veröffentlicht. Ferner betheiligte er sich an der Redaktion der neuen Ausgabe des großen Nagler'schen Künstlerlexikons und gibt mit Professor Thode in Heidelberg das „Reperatorium für Kunstwissenschaft“ heraus. 1888 gab er mit Bode den meisterhaften Katalog der christlichen Bildwerke des Mittelalters heraus, sowie die 1891 erschienene dritte Auflage des Verzeichnisses der Berliner Gemäldegalerie.

Aus Kamerun.

(Mit 2 Bildern auf Seite 196.)

Gouverneur von Kamerun ist gegenwärtig Herr J. v. Puttkamer. Unser unteres Bild auf S. 196 gibt eine Ansicht von dem auf einer kleinen Anhöhe am Rande des Kamerunbeckens gelegenen Gouvernementsgebäude. Es ist ganz aus Ziegelsteinen gebaut und ruht auf einem 1 Meter hohen Sockel. Das Dach besteht aus Holz, das mit Dachpappe überklebt ist. Es wohnen darin der Gouverneur, der erste Sekretär und ein Arzt. Die dortige Polizeitruppe (siehe das obere Bild) umfaßt etwa 100 Mann Farbige, die aber von Deutschen befehligt werden. Die Uniform besteht aus Bluse von hellbraunem Stoff mit roth passepoilirtem Matrosenfragen, kurzer hellbrauner Hose, rother Schärpe und rothem Fes mit Troddel. Als Waffe dient das Gewehrmodell 1871 (Mausergewehr) und ein kurzes Seitengewehr. Dazu kommen als Ausrüstungsstücke Brodbbeutel und Feldflasche, sowie ein Rucksack an Stelle des Tornisters. Für diese 1891 neugebildete Truppe ist auch eine eigene Kaserne erbaut worden.

Die Sommer-Colleda (Sonnenwendfeier) in Dalmatien.

(Mit Bild auf Seite 197.)

Unser Bild auf S. 197 führt uns eine Sommer-Colleda, wie die Sonnenwendfeier bei den Dalmatiner heißt, vor. Sie unterscheidet sich von der germanischen Sonnenwendfeier hauptsächlich dadurch, daß nicht Bursch und Mädchen Hand in Hand durch's Feuer springen, sondern die Burschen allein, während die Mädchen zuschauen. Außerdem ist die ganze um das Feuer versammelte männliche Jugend des Ortes mit Flinten oder Pistolen ausgerüstet, und unaufhörlich knattern die in die Luft abgefeuerten Schüsse. Auch die durch das Feuer Springenden schießen während des Sprunges eine Pistole ab. Ist endlich das Feuer, das hauptsächlich mit den als Herenbannern geltenden Wacholdersträuchern unterhalten wird, niedergebrannt, so zieht die ganze Gesellschaft nach dem Wirthshaus, wo nun der Rest der Nacht mit Gesang, Tanz und Zechen fröhlich verbracht wird. Bei diesem Feste wird der sonst so ernste und verschlossene Dalmatiner lebhaft und heiter, und wer diese Leute nur in den Städten an der Küste, nicht aber bei einem derartigen Feste gesehen hat, kennt ihren Charakter nur halb.



Polizeitruppe in Kamerun. (S. 195)

Das Traumgesicht.

Novellette von Karl Zastrow.

(Nachdruck verboten.)

Wie viel Sinn für Ordnung und gute Sitte trotz unserer gährenden Zeit in den unteren Volksschichten vorhanden ist, entzieht sich der allgemeinen Beurtheilung. Wo man auf Herzensreinheit und Tugend stößt, beachtet man entweder dergleichen nicht oder man nimmt es als etwas Selbstverständliches hin, wenn man überhaupt Verständniß dafür besitzt. Diese traurige Wahrheit hatte der Weber Nörig mit seiner aus Frau und drei Kindern bestehenden Familie oft genug erfahren. Seine Grundsätze hatte sie jedoch weder

zur erschüttern noch dieselben umzustößen vermocht. Frau Nörig war ein Muster von Wirtschaftlichkeit. Die Kinder waren einfach und häuslich erzogen. Otto, der älteste, war bei einem Holzbildhauer in der Lehre. Die ein

auf die Geldbeutel der Fremden spekulierte, kam ihr der Gedanke, durch Vermietten eines Zimmers auch einen kleinen Verdienst herauszuschlagen. Ihr Mann aber, mit dem sie darüber sprach, schüttelte bedenklich den Kopf: „Dazu kommen wir nicht, Liesel. Unsere armelige Behausung und vier Treppen hoch — darnach fragt Niemand!“

„Auf einen Versuch können wir es doch ankommen lassen,“ meinte die Frau. „Warum soll sich Einer, der hier fremd ist, nicht auch in einem einfachen Stübchen wohl fühlen können?“

Sie meldete sich bei dem Komite, das die Wohnungen für die Schützen vermittelte, und hing überdies einen ankündigenden Zettel aus dem Fenster.

Der für die Eröffnung des Festes bestimmte Tag kam heran. Die Hauptstadt war in freudiger Bewegung, die Feststraßen mit Flaggen und Guirlanden geschmückt.

Man sah viele Fremde sich in den Straßen ergehen, und noch stündlich trafen neue Gäste ein. Viele Zimmer, welche im ersten und zweiten Stock lagen, hatten Abnehmer gefunden, aber die vier Treppen zu Nörigs hinauf fand kein Miether den Weg.

Seufzend schickte Frau Nörig sich an, den Zettel vom Fenster zu nehmen. Jetzt waren wohl sämtliche Gäste untergebracht, denn am folgenden Tage sollte der Festzug nach Bantow stattfinden. Sie hatte keine Hoffnung mehr.

Da wurde draußen heftig die Klingel gezogen. Anna öffnete, und gleich darauf trat ein ungefähr drei-

zig Jahre alter Mann in Reisekleidern in das Zimmer. In seinem Wesen lag etwas Herrisches, und sein nicht unschönes Gesicht trug jenen Ausdruck der Gleichgiltigkeit gegen alles Bestehende, wie man ihn bei reichen, unabhängigen und zugleich welterfahrenen Männern findet.

„Guten Tag. Hier ist ja wohl ein Zimmer zu vermieten?“ fragte er mit etwas fremdartiger



Das Gouvernementsgebäude in Kamerun. (S. 195)



Die Sommer-Colleda (Sonnenwendfeier) in Dalmatien. (S. 196)

Betonung. „Was hat dasselbe wohl für einen Preis?“

„Dies ist es,“ erwiderte die Hausfrau, und da der Fremde nur flüchtig nickte, dann ohne Umstände die Reisetasche auf das Bett und sich in einen Stuhl warf, glaubte sie das Eisen schmieden zu müssen und nannte klopfenden Herzens den im Stillen um anderthalb Mark erhöhten Preis.

Wieder nickte der Fremde. „Ich bleibe zehn Tage. Hier ist das Geld.“

Er warf nachlässig eine Doppelkrone auf den Tisch. Sehr bedächtig aber legte er den Gepäckschein daneben.

Inzwischen hatte auch Meister Nörig seinen Webstuhl verlassen und den Gast mit einer Verbeugung begrüßt. Dieser nickte flüchtig wie vorhin und fuhr fort: „Besorgen Sie mein Gepäck und achten Sie dabei auf den Büchsenkasten.“

„Das ist meine Sache,“ wandte Nörig sich an seine Ehehälfte. „Ich gehe sogleich. Schick' zu Otto. Er soll nachkommen. Für heute ist Feierabend.“

Er ging. Der Fremde hatte sich inzwischen seines Ueberziehers entledigt, während Frau Nörig die Wasserflasche füllte. Er bestellte ein Beefsteak und eine Tasse Thee. Für heute wollte er nichts mehr unternehmen, da er müde sei und morgen frühzeitig auf dem Versammlungsplatz sein müsse.

„Es ist ein Amerikaner,“ raunte Frau Nörig ihrem Manne nach seiner Rückkehr zu, wobei sie ihm triumphirend den Zettel zeigte, auf welchen Jener die Anmeldung geschrieben: „Henry Stowe aus Chicago.“

„Nun, das macht nichts aus,“ brummte der gegen Unbekannte im Allgemeinen mißtrauische Mann, „wenn nur sonst Alles ist, wie es sein soll.“

Aber auch sonst schien mit dem Fremden Alles in bester Ordnung. Er sah sich die Residenz und ihre Merkwürdigkeiten an, wenn er nicht auf dem Festplatze war, kam stets vor Mitternacht nach Hause und zahlte prompt, was er beanspruchte.

Bei ungünstigem Wetter blieb er auch wohl daheim und plauderte mit seinem Wirth über dessen Kunst, baumwollene Fäden zu einem Stoff regelmäßig zu verschlingen. Stunden lang konnte er den Bewegungen des Webstuhles folgen, für dessen Schützen er ein ebenso reges Interesse zeigte, als für die auf dem Schießstande.

Mehr noch schien Anna, die siebzehnjährige Tochter des Hauses, seine Aufmerksamkeit in Anspruch zu nehmen. In unauffälliger Weise beobachtete er sie, wenn sie ihm Morgens das Frühstück anrichtete und in seinem Zimmer aufräumte.

Wie leicht und anmuthig ihr Alles von der Hand ging! Er bewunderte die kindliche Unbefangenheit, den selbstbewußten jungfräulichen Zug in ihrem Wesen. Anna war keine Schönheit, aber Alles an ihr, Haltung, Geberde und Redeweise, vereinigte sich zu einem harmonischen Gesamtbilde von anziehendem Reiz.

Der junge, reiche Fabrikherr hatte sich schnell die Zuneigung aller Familienglieder erworben. Anna hatte eine Art achtungsvoller Bewunderung für ihn. So schien es wenigstens.

Aber die Festlichkeiten waren zu Ende. Die Preisvertheilung hatte stattgefunden, und Alles rüstete sich zur Abreise.

Da trat Herr Stowe am Nachmittage vor dem Scheidetage in die Küche, wo Frau Nörig am Herde beschäftigt war, ernst und mit gemessener Freundlichkeit, wie es seine Weise war.

„Meine liebe Frau Nörig! Ich möchte ein ernstes Wort mit Ihnen reden. Ich beabsichtige zu heirathen, und meine Wahl ist auf Ihre Tochter gefallen. Gestatten Sie mir, mit Fräulein Anna darüber zu sprechen?“

Wie geistesabwesend starrte Frau Nörig auf den Sprecher: „Herr Stowe! Sprechen Sie wirklich im Ernst?“ rang es sich endlich von ihren Lippen.

„In so ersten Angelegenheiten pflege ich nicht zu scherzen, Frau Nörig.“

„Ach, es wäre ja gewiß ein Glück für das Kind . . . vielleicht für uns Alle! Ein Mann wie Sie! Aber — —“

Sie wandte sich der Werkstatt zu und rief mit einem Gefühl des Stolzes: „Hast Du gehört, Vater? Herr Stowe hat um unsere Anna angehalten.“

Der Meister hatte Alles gehört. „Laß die Anna selber entscheiden,“ sagte er ruhig, ohne seine Arbeit zu unterbrechen. „Sie ist klug genug dazu.“

„So soll es sein,“ bestätigte die Frau. „Sie mögen selbst mit meiner Tochter sprechen. Ich schicke sie zu Ihnen.“

Eine Stunde später kehrte Anna von einem Ausgange heim, und gleich darauf stand sie vor dem Amerikaner, der, eine Cigarette zwischen den Lippen, ungeduldig auf und ab ging.

„Sie wünschen mich zu sprechen, Herr Stowe?“

„Ja, Fräulein Anna! In welcher Angelegenheit wissen Sie wohl?“

„Ich weiß nichts. Ich vermüthe nur, daß es etwas sehr Wichtiges ist, weil Mutter mir so aufgeregt vorkommt.“

„So? Nun ich will kurz sein. Ich habe bei Ihren Eltern um Ihre Hand angehalten. Sie gefallen mir, und ich möchte Sie zur Frau nehmen, vorausgesetzt, daß auch ich Ihnen gefalle.“

Anna senkte in tiefer Verlegenheit das Köpfchen. Ihre Wangen glühten.

„Es ist Zeit, daß ich meinem Hause eine Herrin gebe,“ fuhr der Amerikaner fort. „Meine Mutter war eine Deutsche, und ich habe ihr geloben müssen, ein deutsches Mädchen zur Frau zu nehmen. Die erste, beste, wenn sie nur brav und sitzsam ist und ein gutes Herz besitzt.“

„Ach, Herr Stowe! Darauf kann ich Ihnen so schnell keine Antwort geben,“ stieß Anna hastig heraus. „Ich — ich möchte mich nicht gern von meinen Angehörigen trennen! Und so weit, so weit hinweg! Und dann —“

„Etwas weit ist es allerdings. Aber man fährt in acht Tagen bequem herüber. Es würde Sie nichts hindern, Ihre Eltern wenigstens einmal im Jahr zu besuchen.“

„Und dann,“ fuhr sie in noch größerer Verlegenheit fort, „könnte ich auch Franz nicht mehr sehen, und — und ich sehe ihn doch so gern.“

„Franz?“ fuhr der Amerikaner fort, „wer ist Franz?“

„Er ist Former in der Eisenfabrik von Hall und Wegener. Wir haben lange Zeit zusammen in einem Hause gewohnt und als Kinder miteinander gespielt. Da haben wir uns aneinander gewöhnt.“

„So?“ sagte Stowe kaltblütig. „Das ist etwas Anderes. Unter diesen Umständen ziehe ich natürlich meinen Antrag zurück, Fräulein Anna.“

Wie von einer Centnerlast befreit, schoß das junge Mädchen auf die Straße hinaus, wo sie den Weg nach der Fabrik einschlug, auf welchem sie um diese Zeit Franz treffen mußte. In der That sah sie seine hohe, etwas schwächliche Gestalt inmitten einer Gruppe Blusenträger auftauchen. Raub erblickte er sie, als er die Gefährten verließ und mit einem herzlichen „Guten Abend“ auf sie zukam.

„Du,“ sagte Anna seinen Arm nehmend, „denke Dir, was mir passiert ist. Der reiche Herr Stowe aus Chicago, der bei uns wohnt, hat mir einen Heirathsantrag gemacht.“

„Was Du sagst!“ klang es zurück. „Ja,

das ist in der That sehr merkwürdig. Du hast ihm doch einen Korb gegeben?“

„Natürlich. Ich habe ihm gesagt, es sei mir zu weit und auch, daß ich schon —“

„Mein Theil hätte,“ ergänzte der junge Handwerker, indem er sich in die Brust warf. „Nun, Anna, etwas Anderes hätte ich auch von Dir nicht erwartet. — Es ist immer eine mißliche Sache, über seinen Stand hinaus zu heirathen,“ fuhr er nach kurzem Schweigen fort.

„Gut hättest Du es auf keinen Fall an der Seite eines reichen Mannes. Er hätte Dich bald fühlen lassen, daß Du aus niederem Stand bist, und das würde Dich unglücklich machen.“

Anna fand zu Hause eine schwüle Stimmung vor. Die Mutter hatte verweinte Augen. Der Vater war gegen seine Gewohnheit noch thätig, der Amerikaner mit den Zurüstungen zu seiner Abreise beschäftigt.

In der Frühe des folgenden Tages trat er in die Wohnstube, um Abschied zu nehmen, unbefangen und freundlich wie sonst.

„Herr Stowe,“ redete die Mutter ihn an, während sie ihn hinausbegleitete, „ich fürchte, meine Tochter hat sich höchst albern gegen Sie benommen. Sie ist noch ein Kind, ich hatte es Ihnen von vornherein gesagt.“

„Ich glaube, sie ist es nicht mehr, Frau Nörig. Doch wie Sie wollen.“

„Werden Sie uns nicht gelegentlich 'mal schreiben?“

„Ich glaube nicht, daß das einen Zweck hat. Auch werde ich durch meine geschäftlichen Angelegenheiten verhindert sein.“

Damit ging er, und in der kleinen Häuslichkeit begann sich Alles wieder im gewohnten Geleise zu drehen. Nur waren die Eltern schweigsamer als sonst, und auch Anna wurde stiller. Sie begann über ihre Zukunft nachzudenken.

Hatte sie nicht recht gethan, den Antrag dieses ersten Mannes, der so hoch über ihr stand, abzulehnen und Franz die Treue zu bewahren?

Aber woher dann diese beklemmende Empfindung, als sei ihr etwas Unwiederbringliches verloren gegangen? Warum entappte sie sich so oft in dem Gedanken an den Amerikaner? Warum erschien ihr Franz plötzlich in minder vortheilhaftem Lichte? Letzteres wollte sie sich nicht eingestehen. Allein die Thatsache war nicht wegzuleugnen.

Franz hatte keine Ahnung hiervon, fühlte sich ganz und gar zufrieden. Länger als sonst stand er vor dem Spiegel, und sein siegesgewisses Lächeln schien zu sagen: „Es ist ganz natürlich, daß sie mich liebt. Ich bin der Mann darnach.“

Eine sonderbare Wahrnehmung riß ihn bald aus diesen Traumspielen seiner Eitelkeit.

Seit acht Tagen hatte er Anna nicht zu sehen bekommen. Sie war ihm ausgewichen. Nach vielen Bemühungen traf er sie eines Morgens, als sie eben aus dem Hause trat.

„Guten Morgen, Anna!“ hub er an, „man sieht Dich ja so selten jetzt?“

„Ja, ich lerne Putzmachen, da bin ich den Tag über nicht daheim.“

„Putzmacherin? Sieh, das ist eine gute Idee, gefällt mir sehr. Das wird unserem kleinen Haushalt sehr zugute kommen, wenn wir erst verheirathet sind.“

„Hast Du's mit dem Heirathen eilig?“ fragte sie.

„Könnte ich gerade nicht sagen. Ich möchte gern noch etwas mehr vorwärts kommen. Wir können recht gut noch warten. Die Hauptsache ist, daß wahre Liebe zwischen uns besteht.“

„Meinst Du? Na, hier trennen sich unsere Wege. Ich möchte nicht gern zu spät kommen. Adieu!“

Fort war sie, ohne ihm die Hand gereicht zu haben, ja, ohne sich auch nur einmal noch nach ihm umzusehen.

„Sonderbar,“ murmelte er verblüfft, „sie ist anders, wie sonst. Sollte sie erfahren haben, daß ich neulich im Stürmer'schen Weißbierlokal mit der Kellnerin ein wenig schön that? Sicher ist es so. Wie man nur so eifersüchtig sein kann!“

Der eitle, in sich selbst verliebte Jüngling hatte keine Ahnung, daß Anna bereits Vergleichliche zwischen ihm und dem Amerikaner zog, und daß die Wagschale zu seinen Ungunsten sank. Es war nicht zu verwundern. Hier schale Oberflächlichkeit, prahlerische Selbstüberschätzung bei geringer Erfahrung; dort vornehmer Ernst, selbstbewußte Festigkeit durch Erfahrung gewonnen. Die weite Entfernung idealisirte außerdem das vor Anna's innerem Auge stehende Bild des Fremden, und in gleichem Grade wuchs die Abneigung gegen Franz, der sich endlich gekränkt zurückzog und nichts Besseres zu thun wußte, als bald darauf ein anderes Verhältniß einzugehen, wodurch er sich fürchterlich zu rächen vermeinte.

Anna fühlte schließlich, daß sie sich in den Amerikaner verliebt hatte. Ach, und er hatte sicherlich nicht die leiseste Ahnung, daß er als unumschränkter Gebieter in ihrem Herzen thronte.

Ob er wohl schon gefunden hatte, was er suchte? Eine Frau für sein Haus und für sein Herz? Ob er wohl noch an das kleine Mädchen dachte, das ihm in unseliger Verblendung einen Korb gegeben?

Oft malte sie sich in einsamen Stunden aus, wie ihr Leben sich jetzt abspielen würde, wenn sie seinen Antrag angenommen hätte. Als Herrin eines großen Hauses würde sie in Sammet und Seide einherstreiten und der Dienerschaft Befehle ertheilen, auf Ballen und in Gesellschaften glänzen, in die Oper und zu Besuchen fahren.

Nein, so hoch wollte sie sich gar nicht hinaufspielen. Einfach und anspruchslos, wie sie es gewohnt war, wollte sie bleiben. Nur, wenn er es wünschte, wollte sie Weltbame sein, und sich Alles aneignen, was dazu erforderlich war.

Wie anders jetzt! Arbeiten von früh bis spät bei knapper Kost, und immer der leise Vorwurf, der bei aller Liebe der Ihrigen zu fühlen war: „Du hättest uns helfen können, wenn Du gewollt hättest.“

Eines Sonntags Nachmittags, als sie müde vom Grübeln und Arbeiten im Sigen eingeschlafen war, hatte sie einen seltsamen Traum. Sie stand vor einer Gruft, und es war ihr, als solle Franz, der plötzlich gestorben sei, darin begraben werden. Allein vergeblich erwartete sie den Sarg und das Trauergefolge. Nun sah sie auch, daß die Grube keinen Boden hatte. Ein unendlich tiefer Abgrund war es, der zu ihren Füßen gähnte.

Und dann wurden in der gähnenden Kluft die dämmernden Umrisse eines männlichen Kopfes sichtbar. Klarer und bald in den Gesichtszügen erkennbar tauchte er herauf, und langsam, feierlich, wie von einer unterirdischen Macht gehoben, erschien der Amerikaner am Rande der Grube.

„Ich komme von drüben!“ rief er, „ich will Dich abholen dorthin.“

Sie erwachte mit einem Aufschrei: „Welch' entsetzlicher Traum! Sollte er gestorben sein?“

Sie gewann es über sich, der Mutter den Traum zu erzählen. Diese hörte mit halbem Lächeln zu. „Er liegt Dir im Herzen und im Sinn,“ sagte sie dann. „Deshalb träumst Du von ihm. Aber jetzt ist's zu spät. Das Glück ist ein seltener Gast. Man muß schnell zugreifen, wenn es uns einmal die Hand entgegenstreckt.“

Errothend wandte Anna sich ab. Sie nahm

sich fest vor, zu vergessen und gab sich mit Ernst und Eifer ihrem Berufe hin.

Ein Jahr war vergangen. Die Lindenbäume in der Schönhauser Allee hatten ausgeblüht, und das Laub begann stellenweise die Farbe des Hochsommers anzunehmen, als Anna eines Morgens auf ihrem gewohnten Gange eine Entdeckung machte, die ihr alles Blut nach dem Herzen trieb.

Sie hatte zufällig ihr Auge auf den Pferdewagen gerichtet, der auf der Haltestelle in der Lothringerstraße hält, als sie demselben einen elegant gekleideten Herrn entsteigen sah, der flüchtigen Fußes die Richtung nach der inneren Stadt einschlug.

Starr vor Ueberraschung blickte Anna ihm nach. Es war Stowe. Unter Tausenden hätte sie ihn wieder erkannt. Was wollte er in Berlin?

Nur mit getheilte Aufmerksamkeit war sie heute bei der Arbeit, und am Abend machte sie der Mutter von dem wichtigen Ereigniß Mittheilung.

Alein diese schüttelte wiederum den Kopf: „Du denkst nur an ihn, deshalb siehst Du ihn überall. Was sollte er in Berlin? Der fragt mit keiner Silbe mehr nach Dir.“

Aber Anna ließ sich nicht irre machen. Auf die Minute pünktlich musterte sie allmorgendlich den haltenden Pferdewagen. Vergeblich, sie sah den Amerikaner nicht wieder. Schon begann sie der Vermuthung Raum zu geben, daß sie möglicherweise doch von einem Trugbilde ihrer Phantasie geneckt worden sei, als sie ihm eines Morgens in der Schönhauser Allee begegnete.

Schon von Weitem sah sie ihn leicht und selbstbewußt daherschreiten. Jetzt mußte er sie erblicken. Ob er sie wieder erkennen würde?

Es geschah beides. Der Amerikaner lüftete den Hut und blieb stehen: „Guten Tag, Fräulein Nörig,“ grüßte er kühl und höflich.

„Guten Tag, Herr Stowe. Wie kommen Sie nach Berlin?“

Sie mußte den Blick senken vor seinem ernsten, forschenden Auge.

„Geschäftliche Angelegenheiten,“ sagte er kurz. „Ich hatte im vorigen Jahre deren einige angeknüpft. Außerdem galt es meine Verlobung.“

„So?“ stieß sie heraus, während ihr Herz sich zusammenkrampfte, „da darf man wohl gratuliren?“

„Ich denke ja,“ gab er leichthin zurück, „meine Braut ist die Tochter eines Geschäftsfreundes, einfach und häuslich erzogen, gut und gemüthvoll. Eine Deutsche soll es nun einmal sein.“

„Ich wünsche Ihnen Glück, Herr Stowe.“

„Ich danke Ihnen, Fräulein Nörig.“ So sehr sie sich Gewalt anthat, konnte sie doch ein Schluchzen nicht unterdrücken, als er nun seinen Weg fortsetzte und sich nicht einmal nach ihr umsah, wie sie, hinter einem der Bäume verborgen, sehr wohl bemerkte.

Zu arbeiten vermochte sie heute nicht. Unfähig, die gewaltsam aufsteigenden Thränen niederzukämpfen, beurlaubte sie sich und irte planlos im Thiergarten umher, bis Hunger und Erschöpfung sie der elterlichen Wohnung entgegentrieben.

Fertig mit Allem, was hinter ihr lag, zog sie die Klingel. Aber ein eigenthümlich ahnungsvolles Gefühl ergriff sie, als die Mutter ihr im Feiertagskleide entgegentrat, die kleine Luise, die sich mit einer wichtigen Neuigkeit vordrängen wollte, zurückschob, und die Thür zur Vorderstube öffnete mit den Worten: „Geh hinein, Du wirst erwartet.“

In der Mitte des Zimmers stand der Amerikaner, beide Hände dem Mädchen entgegen-

streckend, das mit einem Jubelschrei in seine Arme flog.

„Ich liebe Dich zu innig, um Dich vergessen zu können, Anna,“ sagte er, „und so wäre ich ohnehin wieder zu euch gekommen, sei es auch nur, um mich an eurem Glück zu freuen, falls Du Deinen Jugendgespielen geheirathet hättest.“

„D,“ sagte Anna, tief errothend ihr Köpfchen an seiner Brust bergend, „das lag noch fern. Ich liebte nur Dich vom ersten Augenblick an. Zum Bewußtsein aber kam es mir erst, nachdem Du abgereist warst.“

Er nickte sinnend vor sich hin: „Meine Ahnung!“

„Du ahntest es?“ frug sie überrascht aufblickend.

„Ja! Drei Wochen nach meiner Rückkehr erkrankte ich. Ein hitziges Fieber fesselte mich Wochen lang an das Bett. Aber in meinen wirren Träumen hörte ich das Brausen des Weltmeeres und dazwischen Deine Stimme. Es war mir, als riefest Du mich. Ich sah Dich in verworrenen Umrisen, wie Du am Strande die Arme nach mir ausbreitetest. Da mischte sich das Gefühl einer glühenden Sehnsucht in die qualvollen körperlichen Empfindungen. Eines Morgens aber, als ich aus tiefem erquickendem Schlafe erwachte, erinnerte ich mich sofort eines Traumes, den ich gehabt. Eine schneeweiße Gestalt von ungemeiner Zartheit und Lieblichkeit hatte mich geheißt, ihr zu folgen. Pfeilschnell ging es vorwärts, an Städten und einzelnen Blochhütten vorbei, durch Wälder und Sümpfe bis zum Rande einer gähnenden Schlucht. Steige hinab, raunte meine geheimnißvolle Begleitung mir zu, es ist der kürzeste Weg. Ich gehorchte und schoß nun blüßschnell hinunter, tiefer und tiefer. Ich raste durch Wasser, durch eisig kalten und dann wieder heißen Schlamm, durch Lavaglut und siedendes Feuer, aber ich fühlte nicht das leiseste Unbehagen. Mit einem Male merkte ich, daß es wieder aufwärts ging. Allmählig wurde es kühler, feuchter, bis ich endlich aus einer Grube auf der entgegengesetzten Seite des Planeten wieder an das Tageslicht gelangte und Dich vor mir stehen sah.“

„Aber Henry! Das habe ich ja auch geträumt!“ rief Anna und schilderte nun ihrerseits ihren Traum.

Lange saßen sie in stillem Nachdenken. Endlich sagte Stowe: „Wir Amerikaner sind in allen Dingen sehr praktisch und glauben nicht an übernatürliche Dinge. Das Eine aber glaube ich: wenn zwei junge, rein und stark empfindende Herzen durch eine feste und innige Neigung verbunden sind, dann ist die Liebe eine geheimnißvolle magische Brücke, auf welcher die Gedanken hinüber und herüber wandern, und bald hier, bald dort als Ahnung oder Traum sich in der Seele festsetzen.“

Anna ist ihrem Gatten über das Meer gefolgt, und die Briefe, die sie in die Heimath sendet, erzählen von ungetrübtem ehelichem Glück.

Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Die Erfindung des Siegellacks. — In alter Zeit siegelte man mit Wachs und war Jahrhundertlang mit diesem recht zweckmäßigen Material zufrieden. Um die Mitte des 16. Jahrhunderts mischte man dem Wachs Harze und andere Substanzen bei und brachte so eine Art Siegellack von schlechter Beschaffenheit zu Stande. Dann wurden um's Jahr 1600 die Oblaten Mode, welche man sehr schön und in allen möglichen Farben verfertigt.

Damals lebte zu Paris ein Kaufmann Namens Francois Rouffeau, der das war, was man heutzutage Droguißt nennt. In einer Dezembernacht des Jahres 1625 brach in seinem Hause Feuer aus und griff so rasch um sich, daß nur mit genauer Noth

Rouffeau selbst und seine Angehörige gerettet werden konnten. Alle seine Waaren und sonstigen Habseligkeiten fielen dem gierigen Element zum Opfer.

Der unglückliche Kaufmann hielt sich für gänzlich ruiniert; denn Versicherungsanstalten für Häuser und Waaren gab's damals nicht. Um wo möglich den Inhalt seiner Geschäftskasse — mochten die Gold- und Silbermünzen geschmolzen sein oder nicht — wieder zu erlangen, wußte er mit seinen beiden Söhnen einige Tage nach der Feuersbrunst in dem erkaltenden Schutthaufen herum. In dem Ladentisch war die Kasse in einer verschlossenen hölzernen Schieblade verwahrt gewesen; unter derselben in einem Fach hatten ein Kistchen Zinnober, ein Gefäß mit Schellack, ein Fäßchen Harz und andere derartige Waaren gelagert.

Nach Begräbung einiger Mauertrümmer und verfohlter Balkenstücke stießen sie auf Reste des zum Theil verbrannten Ladentisches und der Kassenschieb-

lade, deren eisernes Schloß sie fanden. Die Vorräthe an Schellack, Harz, Zinnober, und was sonst da gelagert, mußten zuerst auch tüchtig gebrannt haben, waren dann aber zu einem großen rothen Klumpen zusammengeschmolzen. Die Gold- und Silbermünzen aus der verbrannten Kassenschieblade waren auf diesen Klumpen gefallen und klebten daran und staken darin.

François Rouffeau und dessen Söhne machten sich daran, die Münzen von der rothen Masse loszulassen. Da rief plötzlich ganz erstaunt der jüngere Sohn: „O Vater, sieh doch, wie wunderschön das Bildniß des Königs auf dem rothen glänzenden Klumpen abgedrückt ist!“

Der junge Mensch hatte Recht. Es war da zufällig ein prachtvoller Münzenabdruck entstanden. Rouffeau, der ein gewandter Geschäftsmann und denkender Kopf war, sagte freudig zu seinen Söhnen: „Wahrlich, das ist Glück im Unglück! Ich hielt uns

für ruiniert, meine Lieben; aber ich glaube sicher, in dem Schutte unseres Hauses haben wir hier soeben eine herrliche Entdeckung gemacht, die es uns ermöglichen wird, bald noch wohlhabender zu werden, als wir zuvor gewesen sind!“

„Wie meinst Du das?“ fragte verwundert der andere Sohn.

Sein Vater sprach: „Wir müssen diese zusammengeschmolzene Masse mit fortnehmen und sie genau untersuchen. Dann wollen wir aus Schellack, Harz und Zinnober zierliche wohlriechende kleine Stangen fabriziren, die man zum Siegeln brauchen kann.“

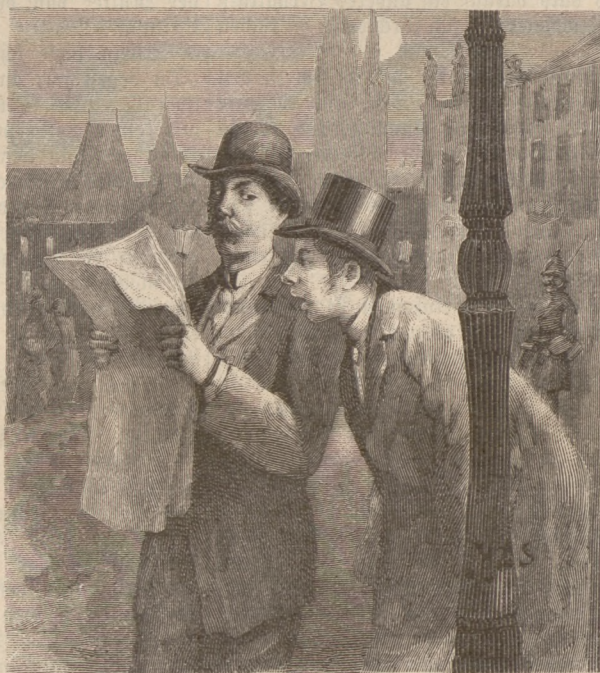
Rouffeau's Söhne begriffen auch die Wichtigkeit der Entdeckung. In einer Miethwohnung betrieben alle Drei eifrig die Fabrikation von Siegellackstangen, zu welchem Behufe sie zierliche Metallformen anfertigen ließen. Nachdem sie bedeutende Vorräthe fabrizirt, galt es, dem neuartigen Artikel Eingang und Geltung beim Publikum zu verschaffen. Auch da hatten

Humoristisches.



Ein kundiger Ehemann.

Junge Frau: Höre, Arthur, unsere Köchin ist, wie Du weißt, verzeht, nun muß ich zum ersten Male selbst kochen. Was wünschst Du denn zu Speise?
Gatte: Weißt Du, Emma, koch' etwas, was ich ohnedies nicht gern esse!



Auch eine Ehre.

Taschendieb (der den gegen ihn erlassenen Steckbrief in der Zeitung liest): Wirklich 'n erhebendes Gefühl, sich so zum ersten Mal gedruckt zu sehen!

sie Glück. Denn eben zu der Zeit erkrankte die Herzogin v. Longueville — es ist die erste Frau des Herzogs gemeint, also nicht die berühmte schöne Frondeheldin, welche später dessen zweite Frau wurde — und die Aerzte bemerkten Vergiftungssymptome. Bald ermittelte man die Ursache: grüngefärbte Oblaten, welche die Herzogin mit dem Munde angefeuchtet hatte. Durch diesen Umstand kamen plötzlich bei allen vornehmen Damen die gefärbten Oblaten in völligen Mißkredit, und da gerade zur selben Zeit Rouffeau seine zierlichen parfümirten Siegellackstangen auf den Markt brachte, so erlangten dieselben sogleich den größten Beifall, nicht nur bei den Damen des Hofes, sondern auch bei Ludwig XIII. und dem Kardinal Richelieu, ja, bald überall, bei Hoch und Niedrig, bürgerte sich die praktische Neuigkeit ein. Schon im Laufe des ersten Jahres erwarb Rouffeau durch die Siegellackfabrikation über fünfzigtausend Livres — und das war mehr, als er damals durch jene nächtliche Feuersbrunst verloren hatte. [F. S.]

Das älteste Gasthaus. — Den Ruhm, das älteste Gasthaus in Deutschland zu sein, soll „Der Löwe“ in dem sächsischen Städtchen Adorf bei Plauen im Voigtlande besitzen. Sollte irgendwo noch ein älteres Gasthaus existiren, so hat sicher „Der Löwe“ den unbestrittenen Vorzug, daß wohl kein Gasthaus der Welt sich rühmen kann, so lange in dem Besitze einer und derselben Familie zu sein. Nachweislich ist seit dem Jahre 1440 die Familie Klarner die Besizerin des Adorfer Löwen. [Dr. W.]

Bilder-Räthsel.



Auflösung folgt in Nr. 26.

Auflösung des Bilder-Räthfels in Nr. 24:
Ein zufriedenes Herz ist besser als ein voller Kasten.

Räthsel.

Durch seinen Tod für's Vaterland
Ist Jung und Alt er wohlbekannt;
Sowie er leht — mit einem Male
Blickst du ihn am Strand der Saale,
Beim Landmann auch, beim stillen Mond,
Und Prunt und Pracht ist er gewohnt.

[G. Milius.]

Auflösung folgt in Nr. 26.

Verschiebungs-Räthsel.

Die nachstehenden Mädchennamen sind untereinander zu setzen und dann so lange zu verschieben, bis eine senkrechte Buchstabenreihe einen Knabenamen ergibt.

ERNA, OLGA, ELISABETH, ELSA, MARGOT, MARTHA.

[Emil Root.]

Auflösung folgt in Nr. 26.

Auflösung von Nr. 24:

des Kapsel-Räthfels: Schwärmerci, Schrei.

Alle Rechte vorbehalten.

Verlag der Thorner Ostdeutschen Zeitung
(W. Schirmer) in Thorn.

Redigirt unter Verantwortlichkeit von Th. Freund, gedruckt und herausgegeben von der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.